Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 29

Artikel: Gute, alte Schützenzeit

Autor: Lienert, Meinrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641544

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

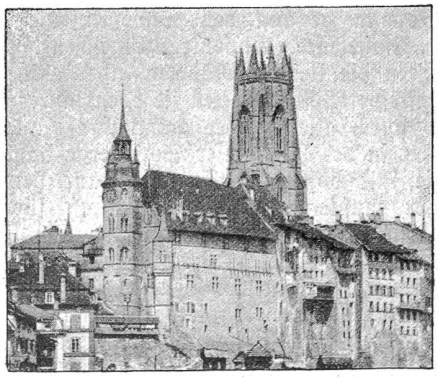
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Freiburg im Uechtland? Gefühle, die eben doch wesentliche seelische Grundlagen unseres schweizerischen Schützenwesens sind; weiß doch der Schweizerschütze, daß sein Tun und Streben nur dadurch Sinn und Inhalt bekommt, daß er die Bereitschaft seines Volkes, die von den Vätern erstrittenen Freiheiten und Rechte zu verteidigen und zu behaupten, stärkt.

Freiburg ist verkörperte Schweizergeschichte. Noch nagen die flinken Wellen der Saane an den Sandsteinfelsen, auf die der Zähringerherzog die Burg für die Freien bauen ließ. In den gestaffelten Häusergruppen der Altstadt mit ihren krummen und steilen Gassen, mag das geschulte Auge den ersten Kern des trutzigen Felsenstädtchens erschauen. Im Laufe der nächsten Jahrhunderte griff dieses dann, wie vordem das junge Bern, hinunter zum Flusse und hinüber zum andern Ufer, und es entstanden die kleinen kecken Häuserhäufchen drunten an der Matte und drüben bei Sankt Johann und am Galtern-Steinbruch. Und bald auch entstunden die Mauern und Tore und Türme, die schutzbeflissen über diesen Absprenglingen der Stadt zu wachen hatten. Besonders dick die Mauern und drohend bewehrt die Tore und weitausblickend die Türme auf der Seite gegen Bern. Denn wie oft zogen die beiden Schwesterstädte in ihrer Jugend gegeneinander zur blutigen Fehde aus. Als böser Stier und hungriger Bär hat sie der Volkslieddichter geschildert. Die unfreie Herzogsstadt und die freie Reichsstadt hatten eben ungleiche Lebensinteressen zu verfechten. Doch die Zeit glich die Gegensätze aus. Auch Freiburg gewann die Selbständigkeit zurück und schloß dann den Freundschaftsbund mit Bern, der sich bei Murten und Neuenegg bewährte.

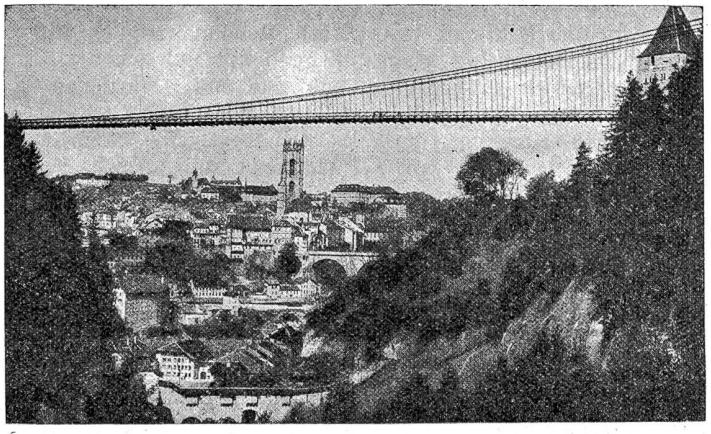
Bald auch wurde Freiburg die Stadt der Klöster. In seine Gassen und Winkel nisteten sich die Franziskaner, die Bernhardiner, die Kapuziner, die Augustiner und die Ursuliner ein. Kirchen und Kapellen wuchsen aus dem Stadtbild. Die stolze Kollegialkirche St. Niklaus erhob ihr gotisch gekröntes Haupt. Ihre grauen Sandsteinquadern tragen die Patina von Jahrhunderten; ihre düstern Altäre mit den verblaßten Heiligen, ihre staubigen Reliquienschreine, die farbendunkle Sakristei mit dem distelstachligen Schmiedeisengitter davor und ihre gewitterdröhnende berühmte Orgel sind einzeln und in ihrer Gesamtheit beredte Symbole des freiburgischen Katholizismus; eines Katholizismus, wie man ihn aus der Schweizergeschichte nicht mehr wegdenken kann und wie er dem Staatswesen, dessen zweite Natur der Föderalismus ist, wohl nötig war.

Freiburg auch die Stadt der profanen, der bürgerlichen Gotik. Es hat breite Gassen mit prunkvollen Patrizierhäusern, an die ein kunstbeflissener Handwerkerstand sein



Rathaus und St. Niklauskirche.

Bestes aufgewendet hat. Es hat ein ziervolles Rathaus mit behäbiger Freitreppe. Es hat hervorragend schöne Stadtbrunnen mit Geilerfiguren wie Bern. Es hat seine bald



Freiburg. Gotteronbrücke.

500jährige Murtener Linde, rührendes Zeugnis gemeineidgenössischen Erlebens.

Wir könnten mit historischer Blickrichtung noch von Freiburgs Schulanstalten, seiner Universität, seinen Museen und Spitälern sprechen. Aber genug von diesen Dingen der Vergangenheit, so lebendig sie auch noch in die Gegenwart hineinwirken mögen!

Freiburg hat auch ein neuzeitliches Gesicht, ist eine Stadt voll jugendlichem Temperament nach mancher Seite der Entwicklung hin. Es hat seine Wasserwerke, seine Fabriken, es hat vor allem seine Brücken. Wenn ein Gebiet modernen Lebens in Freiburg von jeher mit Liebe und Aufmerksamkeit gepflegt wurde, so das des Verkehrs. Dem von Osten ins Weichbild der Feststadt einfahrenden Schützen dröhnt schon auf der zum Betonviadukt umgewandelten alten Grandfey Brücke das Loblied auf die Brückenstadt im Uechtland entgegen. Wenn er dann bewundernd über die hochgewölbte neue Zähringerbrücke schreitet, erinnert ihn der Blick hinauf zur kühngeschwungenen Gotteronbrücke, daß auch die Vorgängerin der Brücke, auf der heute die langen Kolonnen von Autos und Autobusse den Stadtkern erreichen, an vier dicken Drahtseilen hing. Blickt er aber hinunter auf die Schlingen der Saane, so bemerkt er mit freudiger Ueberraschung, daß da unten noch guterhaltene Zeugen altschweizerischer Brückenbaukunst stehen, die holzgedeckte Berner- und die St. Johann-Brücke. Die Schützenscharen hinwieder, die von Süden her die Feststadt gewinnen wollen, genießen die weitgeschwungene Talbrücke von Pérolles, nicht ohne den geschickten Ingenieuren Freiburgs ihr Lob und ihre Bewunderung zu zollen.

Gewiß, Freiburg darf das schweizerische Schützenvolk getrost als Gastgeber empfangen. Es wird sie freudig und mit treueidgenössischer Gesinnung aufnehmen und wird sie herbergen und verpflegen, wie es guter Schweizerbrauch ist, und wird sie auch seelisch nicht hungern lassen, dafür bürgt schon der historische Geist, der über seinen Dächern und Türmen schwebt. ..er.

Gute, alte Schützenzeit.

Erinnerungen von Meinrad Lienert.

Wie sollte ich nichts vom Schießen wissen, ich, der ich in der alten Waldstatt Einsiedeln geboren bin, ich, der ich an besondern Kirchenfesten schon am Morgen um 2 Uhr vom Donner des Geschützes von der Kreuzhöhe herab aufgeschreckt wurde. Aber der Schrecken dauerte nicht lang. Er schlug beim Knaben gleich in Heiligtagstimmung um. Und das Dröhnen der Mörser grollte fort, bis um Viertel vor vier Uhr ein gutes Dutzend Klosterglocken in das Donnergepolter einfielen. Und trotz allem Lärm schlummerte

ich, hochfestlich gestimmt, ein. Aber alsdann ertönten die Mörser wieder bei den großen Prozessionen und schon alte Chroniken wissen zu berichten, daß aus den „Mörschlen" ganze „Härdwäslig" versehentlich vom Berg herab in den feiertäglichen Umgang eingeschlagen haben. Ich habe es noch selber erlebt, daß von der waldigen Höhe herab, bei einer solchen Gelegenheit, ein gewichtiges Rasenstück, hart an meinem Kopfe vorbei, hinten ins Rathaus hineinfuhr.

Aber ich bin mit dem Schützenwesen der vergangenen Zeit noch enger verbunden, denn unser Haus im Oberdorf, zu Adam und Eva, war ja das Schützenhaus der alten Schützengesellschaft der Meinradzelle. Da wurde das rote Rabenbanner der Waldstatt herausgehängt, bei kleinschützenfestlichen Tagen als Kirchweih-, Käse- und Grümpelschießen. Von da weg zog die tatenfreudige Mannschaft, voraus die Grauen, auch zu den größern und großen Schützenfesten aus.

Mein Vater aber war ein ausgezeichneter Schütze, der mehr als einen großen Becher heimbrachte, obwohl man damals mit Dauerschießen noch nicht dazu kommen konnte. Und meine Mutter schoß auch nicht schlecht und hat bei heimischen Schützenanlässen ihren „Mann" gestellt. Ich aber, den man gerade an einem Sonntag den in unserm Hause tagenden Schützen, auf einem vollen Schützenbecher, als neugeborenes Knäblein, frisch von der Mutter weg, auf den Tisch brachte, lief später eifrig dem Schießen nach. Den ganzen Sommer hindurch steckten unsere Schützen im Kernenhaus und knallten eins drauf los, dem Alpbach entlang. Und da hockten wir Buben dann die ganze Zeit bei ihnen und wie die Schüsse gefallen waren, lärmten wir: Mark! worauf uns der Schütze eine Münze mit dem Wappen der Waldstatt ins Büchslein klirren ließ. Aber das schönste waren die „Schießet" von irgend einem Waldrain aus. Ich sehe heute immer noch den feuerroten Zeiger an jedes Waldport hin.

Mein Vater hatte auch einen eigenen Waffenkasten, in dem, neben anderm, alte Gewehre, Ladstöcke und ein umfängliches Pulverhorn hing. Und unten in der Eisenwerkstätte meines Oheims wurden am Sonntag vormittag Bleikugeln gegossen und das mit einem heiligen Eifer. Und was für eine Verehrung hatten wir Buben damals für meisterliche Schützen! Wir kannten jeden Schützen von Ruf und sahen in ihm einen Tell. Aber unsere besondere Hochachtung genoß der alte Läufer, von dem es unter uns hieß, er treffe mit geschlossenen Augen ins Schwarze und der einmal am Eidgen. Schützenfest in Zug in seinem Räuschchen einem Bauer, auf ansehnliche Distanz, die Kappe vom Kopf schoß, indem er ausrief: „Ich will dir, du Fötzel, im Sommer eine Pelzkappe tragen!" Alle diese Schützen gingen völlig im Schießwesen auf. Sie dachten Tag und Nacht daran herum. Nichts Großartigeres kann ich mir denken, als die Art, wie diese Leute das Dorf hinauf- und hinabschritten. Ganz als ob jeder von ihnen wie Zeus den Blitz in der Tasche trüge.

Eine besondere Freude war uns Buben das Grümpelschießen. An diesem Schießen ging's ja um allerlei hübsche Gaben, die man für die Schützen zusammengeschenkt hatte. Sachen für Haus, Küche, Stall u. a. m. Da freute mich denn immer mein Oheim am meisten. Ich hielt ihn für den preiswürdigsten Schützen der Welt. Nämlich, obwohl er ein überaus eifriger Schütze war (er stellte sich im Weltkrieg noch mit 80 Jahren zum letzten Aufgebot der Tauglichen), schoß er doch nicht gut. Während nun aber mein Vater unter den ersten Preisnehmern sich Sachen auswählte nach dem Herzen der Hausfrau, also Inventurstücke für Haus und Herd, traf es dem lieben Vetter gewöhnlich noch übriggebliebene Fressalien dieser und jener Art. Ei, wie ich da meinen Vater kalt vermied, um ja des Vetters Gewehr mit den daranhängenden Würsten und dürren Landjägern nach Hause tragen zu können.

Der „Chässchießet" aber versah die Tische der Preisgewinner für einige Zeit mit den landesüblichen „Chäsdünne" (Käskuchen) und „Chässuppe". Zwei Gerichte, die nur ganz berufenen Köchinnen geraten. Nach dem Käseschießen war's eine alte Gewohnheit, den Gewinnern die „Chäsbitze" zu rauben. Und so kam's, daß ab und zu ein angetrunkener Käseschützenkönig vom Lande, statt seines ansehnlichen Käseanteils, etwa einen gewichtigen Ziegelstein in sein hochgelegenes Berghäuschen hinauftrug.

Einen unauslöschlichen Eindruck machte, wovon ich schon anderswo erzählte, uns Buben aber die Jagd auf den Etzelbären, zu der unsere Waldstattschützen todesmutig ausrückten. Nämlich, die Bauern wollten am Etzelberg herum durchaus einen Bären gesehen haben. Nach ihren Schilderungen war er mindestens fünfstöckig. Ich sehe die lieben Grauen noch, wie sie mit ernsten Gesichtern gegen das Ungetüm zu Felde zogen. Aber am Abend hätten sie dann, redeten ihnen ihre Frauen oder Töchter nach, statt eines Bären, eine ganze Menagerie voll Affen heimgebracht.

Wenn ein Schütze starb, gab ihm die Gesellschaft mit der Fahne das Grabgeleite und es wurde für ihn ein sogenanntes Schützenamt in der Kirche abgehalten. Die Schützengesellschaft war auch politisch wichtig. Wer etwas war, mußte drin sein und wer etwas werden wollte, erst recht. Aber es brauchte damals hiefür keine Opfer. Die Freude am Schießwesen war groß und Gesang- und Musikvereine befanden sich erst in den Windeln.

Wir Buben aber bereiteten uns zeitig aufs Schützentum vor. Dazu boten uns die großen, oft blutigen Bubenschlachten zwischen dem obern und untern Dorf, Anlaß genug. Es ging damals eben noch rauh her. Meine Großmutter sel. erzählte mir, wie sie mit ihren Schwestern jeden Samstag Abend für allenfalsige blutige Männerhändel des Sonntags, mit aller Selbstverständlichkeit hätten Charpie zupfen müssen. Also in diesen Bubenschlachten ließen wir dann unsere geschmeidigen Eibenbogen mit selbstgeschnitzten Pfeilen gehörig spielen. Aber das eigentliche Schießzeug für uns Jungen war die urweltliche Schleuder, das sieghafte Wurfgeschoß des Hirtenknaben David. Es gab Meisterschützen mit der Schleuder. Manches Loch in meinem Kopf, das mir die Großmutter aus dem verharzten Schopf herauswusch, hätte es bezeugen können. Diese Bubenkämpfe waren eigentlich unheimlich, aber es fehlte uns die rechte Einsicht für ihre Gefährlichkeit. Die Alten aber lachten, sahen vom sichern Port aus zu und sagten etwa auf das Herrjeseln und Jeremarien der Mütter: „Aeh pah, lönd s' lo mache; 's ist ä alte Bruch und 's git ene Dörffi."

Wir Buben kannten aber noch allerlei für Geschoße, abgesehen von der Armbrust (Horebrust) z. B. das Blasrohr. Im Sommer holten wir dieses Luftdruckgeschoß im Dümpflenried. Alsdann begann das Schießen mit Vogelbeeren oder mit „Ringelene" (Rosenkranzkügelchen). Vor diesem Geschoß hatten die kleinen Mädchen, aber auch die großen, einen Heidenrespekt. Wir bliesen sie eben hinter allen Hecken hervor und durch alle Fenster gar unsanft an. Besonders bös hatten es in der Zeit dieser Sommergeschoße die braven Mägde, die mit vollen Wassergelten auf dem Kopf, an uns vorüber mußten. Manche Quittung für vorzügliche Leistungen wurde uns aber auch von schwungvoller Männerhand zuteil. Ein besonderes Vergnügen machte es mir und meinen Getreuen, zwei armen Teufeln, die miteinander auf einer Tragbahre schwere Papierballen, ächzend wie Josua und Kaleb, an unserm Garten vorbeitrugen, unsere Vogelbeeren oder Rosenkranzperlen an die Köpfe zu blasen. Das machte dann die wehrlosen Träger, die nicht einfach das Visier herunterlassen konnten, also hitzig, daß sie hinten und vorne ausschlugen, wie die Rosse in den Schmeißfliegen. Ebenso erging's dem redlichen Postillon der großen Postwagen von Brunnen und Richterswil, wenn sie vierpferdig auf ihren Hochsitzen am Gebüsche unseres Hauses zu Adam

und Eva vorbeifuhren. Sogar die Tauben hatten in den Blasrohrzeiten keine gefreuten Stunden im Dorf. Freilich ernteten wir da oft nur Leid und Gram, wo wir doch mit jugendlicher Lust gesäet hatten. Ein anderes Geschoß, der Schleuder verwandt, war dann auch die Lehmkugel. Wir rollten also Lehmkugeln in verschiedenster Größe zwischen den Händen gar zierlich aus, steckten sie auf Weidenruten und schossen bezw. schnellten sie nach allen möglichen Zielen ab. Auch das war ein recht wenig beliebtes, gar stillwirkendes Geschoß. Wir schleuderten es nicht nur, tückisch verborgen, in die Schaufenster, ja durch die Fenster in die Spiegel der guten Stuben, sondern etwa auch, hinter den Säulen des Liebfrauenbrunnens versteckt, auf die guten Höckerinnen der Kramgasse vor dem Kloster und auf ihre ehrwürdigen Devotionalien. Wenn sie dann aber merkten, woher diese währschaften Klebkugeln kamen, taten sich die Schleusen ihrer Beredsamkeit auf, also daß die Wasserkünste von Versailles ein Dreck dagegen waren. Manchen schönen Zylinder haben wir so geschändet, der von auswärts in unsere heilige Wüste hineingetragen wurde. Aber genug. Oder soll ich noch von andern Geschossen der Jugend berichten? Etwa wie die bösen Buben unseres Dorfes die armen Kröten und Fröschen im Wonnemonat April in die Lüfte brettelten, daß die Leute sich bekreuzten und meinten, es regne, wie zu Moses Zeiten in Aegypten, Frösche. Oder wie wir, aus meines Vaters großem Pulverhorn, hinter den Grünhägen versteckt, schreckliche „Füürtüfel" in die Zaunpfähle verpfropften und wie sie dann, vor den Augen der vorbeigehenden guten Hirten, bremsenartig zu schnurren begannen und mit Donnergepolter losgingen. Dieses Geschoß war aber für uns, wie ein altes Schweizerschwert, eine zweischneidige Gefahr. Oder soll ich — aber nein, es tut's. Daß im Winter (und wie lang ist er bei uns!) vor unserer Schneeball-Schießkunst nichts sicher war als Sonne und Mond, werdet ihr ja schon begreifen.

Kurzum, reichlich hatten wir und schafften wir uns Waffen, um uns schon frühzeitig als Schützen auszubilden. Und neben Tell und Lederstrumpfs Falkenauge waren uns eben unsere alten Waldstattschützen leuchtende Vorbilder. Und bei all unserm einfachen Schießzeug und Wildschützentum, meinten wir doch auch das Vaterland. Es war uns föhnklar wie's unsere Grauen meinten, wenn sie, dichtgeschart ums Rabenbanner zum Wettkampf ausrückten.

(Aus der Festzeitung Nr. 1 vom Eidg. Schützenfest in Aarau 1924.)

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen. 3

Wir fahren in den Jura.

In Bümpliz mußte eifrig exerziert werden. Man klopfte Taktschritt, Gewehrgriffe, machte Drehungen und übte sich im „Vorprellen". Mit der Kriegsmobilmachung waren auch die sonst nicht wiederholungskurspflichtigen Postbeamten eingerückt. Die meisten von ihnen hatten das in ihrer Rekrutenschule Gelernte wieder verschwitzt. Sie wurden zu einer eigenen Gruppe vereinigt und mit dem A-B-C des Drilles beglückt. Dabei waren sie aber durchaus willig und diensteifrig. In das Gebiet des „Kriegerischen" gehörte das Schleifen der Bajonette und Schwärzen der Säbelscheiden. Ganz gehörig wurden die Kriegsartikel verlesen. Sie lauteten scharf und drohend, man merkte es schon wieder, es war Krieg! Der Bataillonsarzt demonstrierte uns vor, wie die Büchse mit dem Verbandstoff zu öffnen und der Inhalt zu verwenden sei. Man hörte von Arm-, Bein-, Brust- und diversen andern Schüssen, von Säbelhieben, Bajonettstichen und Granatsplittern. Es lief uns kalt den Rücken hinunter. Füsilier V. wurde sterbensbleich und G. fiel um. Der Gedanke an diese schrecklichen Möglichkeiten trug ihm eine Ohmacht ein. Unser Arzt brach dann ab, wir wußten schließlich genug.

So ging der Donnerstag vorüber. Am Freitag wurden die Tagesbefehle unseres Generals, des Divisions- und Brigadekommandanten verlesen. Bei diesem Anlaß hielt unser Hauptmann B. an seine aufmerksame Kompagnie folgende Ansprache:

„Manne, heit'er Muet?"

„Jawohl!", tönte es aus zweihundert Kehlen.

„So isch's rächt. Jetz losit: Der Chrieg duret nit länger als vierzäh Tag. Zum Chriege bruuchts erschtens Gäld, zweutens no einisch Gäld und drittens wieder Gäld. Und so viu Gäld het gar niemer. Es sy z'viu Staate i däm Chrausimausi verhänkt, daß es länger cha gah. Was üs sälber wartet, wüsse mer no nid, aber uf all Fäll wärde mir der Ma stelle, chöm was well. Heit'er mi verstande?"

„Jawohl!"

Hätte nach dieser Rede einer prophezeit, wie lange dieser Krieg in Wirklichkeit dauern werde, der Mann wäre glatt in die Waldau eingeliefert worden.

Schon in Bümpliz war der Befehl ausgegeben worden, auf den Korrespondenzen nach Hause keine Ortsangaben zu machen. Trotzdem kamen schon am Donnerstag Angehörige aus der Stadt dahergepilgert und am Freitag wurde erst recht nochmals Treue geschworen, zur Vorsicht ermahnt usw.! Man wußte, es war der definitiv letzte Abend zu einem Wiedersehen, in der kommenden Nacht „gehe es los". Wir wußten nur nicht sicher wohin. Man sprach vom Jura, aber auch von der Rheingegend. Beim Bummel nach dem Hauptverlesen behauptete ein Wachtmeister einer andern Kompagnie, die Franzosen wollen Genf überrumpeln und die dritte Division müsse sich daher in dieser Richtung in Fahrt setzen. Es ist überhaupt unglaublich, welch' unsinnigen Gerüchte damals umgingen. Die Zeitungen waren an diesem Umstand nicht schuldlos. Unser Oberleutnant B. liebte es, wenn seine Leute bei den Uebungen in der prallen Sonne genug geschwitzt hatten, sich in den Schatten eines nahen Wäldchens zu „verziehen" und aus den immer vorhandenen neuesten Extrablättern vorzulesen oder vorlesen zu lassen. Er war ein flotter Mensch, dieser Vorgesetzte, wir hatten es bei ihm nicht bös. Wenn eine Sache so klappte, wie er es haben wollte, plagte er seinen Zug nicht länger damit. Leider verließ er uns bald wieder, er wurde als Adjutant in den Regimentsstab versetzt. Sein Nachfolger im Kommando war auch wieder von gleicher Art, in erster Linie Gemütsmensch und erst nachher „Kriegsgurgel". Dennoch, vielmehr gerade deswegen, blieb unser Zug immer einer des besten, durch und durch diszipliniert und allen Aufgaben gewachsen.

Am 8. August (Samstag) trommelten um 2 Uhr nachts die Tambouren Tagwache. Um Drei marschierte das Bataillon ab und befand sich eine Stunde später in der Eilgutgasse und auf dem Bubenbergplatz. Still und wie ausgestorben war es in der Stadt, es fing erst an zu dämmern. Diesmal wurden wir nicht von Zivilisten umringt, keines der Angehörigen vermutete uns um diese Zeit in der Nähe. Es war auch nicht nötig, immer und immer wieder Adieu zu sagen.

Die Vögel fingen an zu pfeifen, ein prächtiger Tag zog herauf, hell, klar, wunderschön. Auch vereinzelte Leute wurden sichtbar, Bahnpersonal und einige wenige Reisende für die ersten Morgenzüge. Auf den Rangiergeleisen pfiffen die Lokomotiven, welche die Wagen für uns bereitstellten. Alle besprachen die bevorstehende „Fahrt ins Blaue", niemand konnte sagen, wie es bei uns 24 Stunden später aussehen würde und was an ungewissen Ereignissen bevorstund. Die meisten, auch ich, hatten den Jura noch nie gesehen, das heißt, wir kannten davon bloß die ferne Silhouette. Von meiner Kinderzeit her war ich am Fuße des Jura gut